

Ein Mann.

Von Camille Demonnier.

Grigol suchte die beiden Brüder in der Kirche auf. Sie standen hinter einem Pfeiler, und während einer Weile steckten die drei die Köpfe zusammen. Da die Deute sich nach ihnen umzudrehen begannen, verstummten sie und falteten die Hände; bloß ihre Augen wanderten nach der Türe, so oft diese geöffnet wurde, um einem neuen Ankömmling Einlaß zu gewähren.

Mit jedem Luftstoße drang ein Labakqualm herein, der sich, als der Wehnerknabe das Räuchergefäß schwenkte, mit dem Dufte des Weihrauchs vermischte. In dem wüsten Chaos von Stimmengeschwirr, Stühlerücken, schlürfenden Schritten und klappernden Rosenkränzen ging die dünne Stimme des Priesters fast gänzlich verloren.

Nun klingelte ein feines Glöckchen: da ward es still, und der Priester breitete segnend die Hände aus. Dann kreischten alle Stühle gleichzeitig, und neuerlich begann ein Getrappel, das diesmal gar nicht mehr aufhören zu wollen schien. Kopf an Kopf, Arme und Schultern eng eingefeilt, strömte die Menge dem Ausgange zu, wo sie sich noch einmal zurückstaute, ehe sie sich nach außen ergoß. Die Brüder Hulotte blieben als letzte auf dem Vorplatz zurück, in der Hoffnung, einen der Gayots ausfindig zu machen, ihre Blicke in das Menschengewühl bohrend. Manch gerundeter Rücken, manch schimmerndes Wams verschwand hinter den Türen der Schenken oder verlor sich hinter den Hecken. Doch die Gayots ließen sich nirgend blicken.

Sie gingen ins Wirtshaus. Rings um sie her füllten sich die Tische; es wurde eifrig gelacht, gespielt, geflücht und geschrien, der Brantwein erhitzte die Köpfe. Doch die beiden Brüder blieben gleichgültig inmitten all dieses Lärmes und rauchten schweigend ihre Zigarren.

Die Stunden verrannen; die Gayots kamen noch immer nicht. Es war Mittagszeit. Sie verließen die Kneipe und schlugen einen Fußweg ein, der unweit des Gayotischen Hofes zur Landstraße führte. Ostentativ stellten sie sich vor dem weit geöffneten Tore auf und zuckten verächtlich die Achseln, die Blicke dem Hofe zugewandt. Nachdem auch diese Kundgebung nichts gefruchtet hatte, wanderten sie wieder ins Dorf zurück. Im „Goldenen Topf“ bestellten sie einen mächtigen Eierkuchen mit Speck, und mit aufgestützten Ellenbogen schmausend, nährten sie ihre Nachgegelüste.

Dann begannen die Besperglocken zu läuten. Da gingen sie wieder in die Kirche, um ihren Späherposten vom Vormittage neuerdings zu beziehen, und mit den Mützen in der Hand sahen sie über das Gewoge der schaukelnden Köpfe und Nacken hinweg. Plötzlich entstand eine Bewegung in der Menge; und von draußen strömte eine größere Schar herein. Als sie rasch ihre Köpfe zurückwandten, erblickten sie inmitten einer Gruppe Burschen die jungen Gayots. Also endlich! Ihr Blut begann zu kochen.

Beim Ausgange trafen sie fast Kopf an Kopf zusammen. Die Gayots gingen voran. Warnant eilte voraus, den dichtsten Wall der Schultern durchbrechend. Aber in dem Augenblicke, da er seine Hand auf Huberts Achsel legen wollte, schob ein stämmiger Bursche sich in aller Seelenruhe dazwischen. Warnant erriet die Taktik: sie wollten sich nicht schlagen; wenn es aber doch sein müßte, so waren sie durch Verstärkung gedeckt. Solche Feiglinge! In den waderen Burschen wallte der Zorn noch heftiger auf; sie brannten darauf, ihnen Aug' in Auge gegenüberzustehen; doch hartnäckig wandten ihnen die zwei Brüder den Rücken.

Die Gruppe betrat eine Schenke; die Hulottes nahmen ebenfalls dort Platz. Plötzlich ward es unter den Redenden still, und alle begannen zu tuscheln. Das Gerücht einer bevorstehenden Schlägerei hatte sich bereits verbreitet. Neugierige Blicke wanderten vom Tische der Gayots zu den Hulottes und von den Hulottes zu den Gayots hinüber. Hubert, mit fahlem Gesicht und brennroten Ohren, schien eifrig mit seiner Zigarre beschäftigt. Er starrte, während er sich krampfhaft unterhielt, in die glimmende Asche, nur um nicht dem Anprall der auf ihn gerichteten Blicke begegnen zu

müssen. Donat, der Mutigere, spöttelte, mit dem Kopfe nach ihnen deutend. Und über diesem ganzen Winkel der Stube lag ein dichter Qualm, darin die Pfeifen und Zigarren glühten. Warnant, krebsrot im Gesichte, in Schweiß gebadet und mit seiner Geduld zu Ende, wegte unruhig auf seinem Bank und prustete in die Waden. Er legte nach der Schlägerei, die noch immer nicht anfangen wollte. Er stieß zwischen seinen knirschenden Zähnen manch wilden Fluch hervor, der von den Gayots wohl vernommen wurde, und bekräftigte jedes Wort mit heftigen Gebärden und wuchtigen Sieben auf die Tafel.

Endlich plakte er los:

„Hubert Gayot,“ sprach er laut, „ich möcht' Dir ins Gesicht spucken, so wie ich jetzt vor Dir ausspucke, siehst Du?“ Und er spie mit verächtlicher Miene auf den Boden.

Hubert wiegte bedächtig sein Haupt auf den Schultern und erwiderte, seine unsicher flackernden Blicke auf ihn richtend:

„Spucke nur, Du Schuft! Daß Dir der Dreck auf Deine eigene Nase zurückfalle!“

Ein Gelächter folgte. Hulotte stand auf.

„Komm mit mir vor die Türe hinaus, und sag' das nochmals, wenn Du Dich traust!“

Hubert rührte sich nicht.

„Ich mag nicht,“ versetzte er bloß.

„Aber ich, ich mag's! Und ich jag' Dir, daß Du ein Feigling, ein Lump, ein dreifacher Schurke bist!“

Dies gesagt durchmaß Warnant den Raum, der sie noch boneinander schied, und stürzte sich auf das erblaffende Gesicht, das sich dort in der Ecke duckte. Von plötzlicher Wut übermannt, sprang nun auch Hubert in die Höhe. In Kämpferstellung, auf ein Bein gestützt, das andere weit vorgestreckt, erwartete er den Ansturm, sein Bierglas in der erhobenen Rechten drohend schwingend:

„Zurück,“ schrie er, „oder ich hau' Dir den Schädel ein!“

Blitzschnell hatte Hulotte seinen Oberkörper gebückt und rannte ihm wie ein wütender Stier mit gesenkter Stirn entgegen. Klirrend fielen hinter ihm die Glasscherben zu Boden, die bald von den Füßen der anderen Gäste zertreten waren. Nach einem fürchterlichen Stoß begann Hubert zu wanken, taumelte zwei Schritte zurück und kollerte dann mitten in die Scherben.

Nun erhob sich ein wüster Tumult: alle Anwesenden sprangen von ihren Sigen auf. Schon hatte Warnant sich wieder ermannt und rüstete zu einem neuerlichen Ausfall. Da ergriffen ihn ein paar Hände unter den Achseln, und er fühlte sich von mehreren Armen umschlungen. Jetzt begann er vollends zu rasen. Ueber die vorgestreckten Beine springend, mit den Fäusten blindlings in den Haufen einhauend, schüttelte er mit heftigen Stößen den Menschenkumpen von sich ab, der sich an ihn angeklammert hatte. Seine Abers an den Schläfen strafften sich wie die Sehne einer Armbrust, er keuchte vor Anstrengung und Wut, und heisere, grimmige Laute drangen ihm aus der Kehle. Da ließen die Hände von ihm ab: der Kreis öffnete sich.

Nun aber kam ihm Hubert Gayot, einen Sessel schwingend, entgegen. Der Stuhl drehte sich, fauste nieder, doch nicht schnell genug, daß Warnant den Schlag nicht noch parieren konnte. Er entriß dem blonden Riesen den Stuhl und schleuderte ihn weit fort, dann sprang er auf ihn los und zerrückte ihm die Muskeln unter der Umschlingung seiner mächtigen Arme.

Hubert stöhnte laut auf.

Plötzlich aber fühlte sich Warnant von einem neuen Angreifer am Krage erfasst, der ihn aus Leibeskräften würgte und ihm gewaltjam das Rückgrat nach hinten bog. Das war Donat. Schon taumelte Warnant halb betäubt zurück, als Mathien Donat durch einen kräftigen Sieb ins Genick zum Wanken brachte, daß er mit ausgebreiteten Armen wie ein mit seinen Nesten in die Lüfte greifender entwurzelter Baum hilflos zu Boden stürzte.

Raum war Warnant wieder auf den Beinen, als er neuerdings, diesmal aber listiger, auf seinen Feind losging. Hubert umschlang ihn mit den Armen, so wie dieser ihn früher angegriffen hatte; aber in dem Momente, da er War-

nant in die Höhe hob, fielen dessen Hände wie Bleigewichte auf seine Stirn, und alle beide stürzten zu Boden. An die Tische anstehend, die Stühle durcheinanderwerfend, häumten und krümmten sie sich, Brust an Brust dicht aufeinandergepreßt. Dröhnend schlugen ihre Schädel gegen den Boden wie hohle Kürbisse, dazwischen ertönten Necken, Stöhnen, unartikulierte Laute und einzelne abgerissene Schläge.

Bisweilen schien der Kampf zu erlahmen, und alle beide waren so fest ineinander gefeilt, daß sie sich nicht mehr zu regen vermochten. Dann aber lockerten sich die Arme und Fäuste, und ihre Hände und Knie vermengten sich wieder zu einem wüsten Knäuel auf dem Boden. Unter den zerfehten Hemden wurden die Brüste bloß, die zerschundenen, krampfhast geballten Fäuste bedeckten sich mit blutig schmutzigem Schweiß. Zweimal schnappte Hubert nach den Wangen Warnants und zeichnete sie mit breiten, kantigen Malen. Warnant, dessen Zähne gelockert waren, vermochte zwar nicht zu beißen, dafür aber knetete er ihn unter seinen sehnigen Knien, gerbte ihn mit seinen nervigen Fäusten und presste ihn mit der ganzen Wucht seines Körpers gegen den Boden. Heulend vor Schmerz suchte der andere sich mit tüdischen Kniffen zu helfen, indem er ihm bald mit den Fingern in die Augen fuhr, ihn bald in die Weichen zwickte. Warnant jedoch, flink und gewandt, wußte all diese Manöver durch geschickte Wendungen zu parieren.

Aber durch einen furchtbaren Faustschlag auf die Nase geriet er plötzlich arg in Nachteil. Betäubt, geblendet, ein Krachen im Schädel fuhr er empor, während sich Hubert mit einem Ruck befreite, hinter seinen Rücken schlüpfte und ihn von rückwärts mit Fußtritten bearbeitete.

Doch Warnant, dem so übel mitgespielt wurde, gelang es, Huberts Schenkel zu fassen und ihn daran kräftig hin und her zu rütteln. Als Hubert an diesem seinem schwächsten Körperteile so unvermittelt angegriffen wurde, stürzte er abermals kopfüber zur Erde, diesmal sich besiegt gebend und um Gnade rufend. Doch Warnant, heulend und schäumend vor Wut, eine rote Wolke vor den Augen, sah und hörte nicht, was um ihn herum geschah. Blindlings hämmerte er mit dem Schädel seines Feindes auf die Felsen, bei jedem Schläge eine Beschimpfung hervorstoßend. „Da hast, Du Schuft! Noch einen, Brigant! Taugenichts, Lump! Memme! Schweinehund!“ Hubert, halb erwürgt, das Rückgrat halb zerichlagen, ein Säusen und Tosen im Schädel, ächzte, wimmerte und winselte kläglich um Hilfe, ohne in dem wüsten Lärm gehört zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Naturgewalten der Alpenwelt.

Groß ist die Literaturgeschichte der Alpenbeschreibung, und nur zögernd und allmählich fährt ihr Weg vom Dämlichen ins Helle. Albrecht v. Haller, Bodmer, Eschudi: das klassische Dreigestirn der Schweizer; Seume, Goethe, Schiller; Schaubach, Higmondy, Ros, Franco sind als Pioniere zu nennen, zugleich Merksteine der Entwicklung im Naturerkennen und Naturbildern, die von der kleinsten naturbeschreibenden und moralischen Lehrpoesie der Schweizer über die ortsfremde Phantasie Schillers (die aber doch auf Grund geheimnisvoller dichterischer Intuition fast immer das Richtige trifft) über die Vertikalperspektive rein sportlich-alpiner Schilderer endlich emporsteigt zu einer umfassenden Erkenntnis des Hochgebirges auf Grund der modernen Naturwissenschaft und Biologie. Man würde zu weit gehen, nenne man den Münchener Naturforscher N. P. Franco kurzweg einen alpinen Poeten, aber sein eben erschienenenes Lebenswerk: „Die Alpen“ (40 Lieferungen a 60 Pf. 500 Abbildungen. Theod. Thomas, Leipzig) beweist doch unwiderleglich, daß er auf den Schultern des alten Heinrich Ros und des neuen Wilhelm Wölke, dieser beiden großen wissenschaftlichen Naturpoeten steht.

Vollstimmliche Darstellung, Schönheit und Poesie der Form, Begeisterung und Liebe zur Hochgebirgsnatur, vor allem aber eine umfassende Verarbeitung der letzten Ergebnisse der Biologie und der Erdschichtenlehre zu einem wahrhaften Weltbild räumen diesem großen naturgeschichtlichen Atlas eine besondere Stellung unter ähnlichen Erscheinungen ein. Franco weiß uns die Geseltheit des ästhetischen Bildes der Alpen klar zu machen, er erklärt uns die Entstehung der Kalkalpen als ungeheure Ablagerung und Ausschleudung von Kalken auf dem Boden des Triasmeeres ebenso überzeugend wie die Entstehung eines Grassandes, eines Kamins, die Geheimnisse der alpinen Meteorologie wie die Kämpfe zwischen den vernichtenden anorganischen Gewalten und der lebenbringenden, bergstühnenden Pflanzendecke im Felsenar. Und durch alle seine Betrachtungen zieht klar die Erkenntnis von der organisierten Schönheit im Bergbild. Auch die Schönheit ist ein Organismus. Sie zerfällt in einzelne Eigenschaften und ihr Meisterwerk erbaut sie

dann, wenn ihre Wirkung nicht auf das Liebliche oder das Groteske, das Erhabene oder das Ernste allein gestellt ist, sondern wenn sie das Ergebnis einer höheren Organisation ist, die aus der harmonischen Vereinigung aller Einzelheiten entsteht.

Zu Ruß und Frommen derjenigen unserer Leser, die einmal als Fußwanderer offenen Sinnes durch die erhabene Hochgebirgswelt zu ziehen Gelegenheit haben, wollen wir aus dem reichen Erfahrungsschatz der französischen „Alpen“ einige Erscheinungen klimatischer, orographischer, meteorologischer und biologischer Natur hier mitteilen. Wer im Juli und August die Alpen bereist — und die meisten norddeutschen Ferientouristen müssen das tun — kommt eigentlich klimatisch in die schlechteste, regenreichste Zeit des alpinen Wetterjahres. Er wird, eingeregnet in den großen Regenlöchern der Nordalpen: Mittenwald, Salzburg — Berchtesgaden oder Innsbruck, mit grimziger Laune nur zu oft konstatieren müssen, daß es zwei Haupttypen des alpinen Sommers gibt: entweder es regnet schon in der Frühe oder der Regen kommt erst am Nachmittag. Die Meteorologie gibt ihm bündige Auskunft über die jämerliche Tatsache, daß infolge der starken Bewegung, starken Wolkenbildung und Ueberkreuzung des fatalen „Taupunktes“ die Sommermonate am Nord- und Südrande der Alpen stets regenreich sind, daß aber der Herbst im Gebirge konstantes, schönes und fernsichtiges Wetter zu bringen pflegt infolge geringerer Strahlungsenergie der Sonne. Dank der wissenschaftlichen Ballonfahrten zur Erforschung des alpinen Klimas weiß man jetzt auch, daß die inneren Täler der Zentralalpen ein ausgesprochenes Kontinentalklima haben mit heißen Sommern und kalten Wintern, während dagegen überall auf den Höhen die Bitterung der am Meer ähnlich ist und sich dazu noch durch kühle Frühlinge und warmen Herbst auszeichnet. Die nördlichen Alpen sind viel regnerischer als die südlichen. Besonders übel daran sind die Außenränder des Gebirges. Was sie zu leiden haben, das kommt den von ihnen geschützten Längstälen, dem Oberinntal, dem Rhonetal, dem Engadin und dem Wallis zugute. Pallanza zum Beispiel, der liebliche Ort am Lago Maggiore, hat im Jahre 236 Zentimeter Niederschlag, das Inntal, besonders das Engadin aber nur 50—60 Zentimeter. Sie sind also trockener als die Steppen Ungarns. Das Berner Oberland ist mit 150 Zentimeter Niederschlag reichlich geeignet. Im benachbarten Längstal Wallis fallen nur 60—90 Zentimeter. München und das Vorland der nördlichen Kalkalpen genießen das zweifelhafte Vergnügen einer jährlichen Regenmenge von 120—130 Zentimeter; besonders gesteigert ist dies unmittelbar am Hang des Gebirges, namentlich in der waldrreichen Gegend von Tegernsee und Kreuth, wo der Tourist mit großer Sicherheit auf einen „Spritzer“ rechnen kann, wenn seine Freunde, die auf den Wendelstein oder ins Garmischer Land zogen, trockenen Fußes heimkehren. Verächtliche Regenlöcher wie Salzburg oder Ischl werden so durch die Wissenschaft erträglich, denn bekanntlich heißt alles wissen alles verzeihen. Jene Orte haben in Wirklichkeit nicht so viel Niederschläge, wie der arme norddeutsche Ferienreisende glaubt, den jedes Jahr, so oft er über das „Platz“ von Salzburg einzieht, der gleiche Schnürregen empfängt. Er kam nämlich jedes Jahr im Juli und August, und gerade da fällt in den Alpen und besonders in den Kalkalpen das Maximum des Regens. Die Kenntnis dieser meteorologischen Tatsachen würde vielleicht eine Reform der Alpentouren bedingen, wenn dem nicht wirtschaftlicher Zwang und die Lage der Schulferien widersprächen.

Zu den gewaltigsten Elementarkräften in den Alpen gehört neben dem Stein Schlag und den Lawinen das Wasser. Das Berge nibelkinder, Täler schaffende, im Sturz aus Felspalten, Runsen, Seen und Klammern niederdonnernde Wasser. Die großen Klammern, diese prachtvollen Schaustücke der Kalkalpen, wie die Höllentalklamm, die Lichtensteinklamm, die Riglochklamm, die Laminaschlucht, das sind die sichtbaren Wertstätten des Wassers wie das Schuttlar der Kalkalpen die tragische Bühne ist, auf der das organische Leben mit dem anorganischen ringt. „Das Wasser durchnagt die Felsen“, sagt der Volksmund. Aber auch die Gebirgsbüden haben keine klare Vorstellung, welche Zeit dazu gehört, um eine solche Arbeit zu leisten und daß es nicht das Wasser allein sein kann, sondern die von ihm mitgerissenen Gerölle und auch die nicht immer, sondern nur dann, wenn ein relativ weiches Gestein sich dem Bach als Miegel vorschleibt. Der Erdforscher ist sogar überzeugt, daß die heutigen Wasserkräfte allein sich niemals so kühne Schluchten geschaffen hätten, sondern daß diese das Werk der vergangenen Jahrtausende der Eiszeit waren und sehr häufig durch sogenannte Ubertiefen der Täler zustande kamen. Das Jahrtausende lang ununterbrochen rinnende und strömende Wasser wirkt wie ein scharfes Messer, es macht in den Gebirgskörper wohl tiefe Einschnitte, aber es kann niemals andere Täler schaffen als solche mit dem dem Querschnitt eines V. Der breit wuchtende und im Vordrücken zermalmende Gletscher dagegen wirkt auf die Felsen wie ein Hobel. Er greift sie gleichmäßig auf einer breiten Fläche an und verwandelt V-förmigen Täler in große U-förmige Tröge, deren Sohle stets tiefer liegt als die des früheren Tals. Diese ungeheueren Eishobel spürten die Alpentäler aus; dort, wo mehrere Eisströme zusammenfloßen, wählte ihre mächtige Hand tiefer im Gestein und hinterließ plötzliche und oftmals mehrere hundert Meter hohe Abstürze, Niesenstufen, die für die meisten Alpentäler kennzeichnend sind. Solche Niesenabfälle zwischen Quertal (V-Tal) und Längstal (U-Trog) giebt es namentlich im Karwendel zum Schreden pfablos absteigender Hochtouristen, auch im übertiefen

Juntal sind bekannte, so der Ausgung des Kaisertals bei Ruffstein, der des Bistertals bei Jenbach, die „Stufe“, auf der heute noch der Schnapsverkaufernde „Einsiebel“ haust.

Der Kästel viele bietet dem Erdforscher die Naturgeschichte des Kalksteins, des wild-zerrissenen Bausteins der nördlichen und südlichen Berggürtel, die das kristallinische Gletschertragende Urgebirge (vulkanischen Ursprungs) umschließen. Die Wissenschaft hat heute zweifellos erkannt, daß dieser alpine Kalk des Triasmeeres tierischen Ursprungs ist als Ablagerung von Foraminiferen. Die Korallen, einzeln versprengt in den Dolomiten, kommen gegenüber den Kalkalgen als Gesteinsbildner kaum in Betracht, da sie nur in Wänden von 1–2 Metern Mächtigkeit auftreten. Die Kalkalgen dagegen sind sowohl die Schöpfer der Nordtiroler Kalkberge wie des Dachsteins, wie der Dolomiten. Sie haben die alte Anschauung, daß wir in diesen Tälern auf altem Meeresgrund wandeln und staunend zu stehengebliebenen Korallenriffen ausblicken, gründlich zerstört. Gewiß lagerte sich auch der Kalk auf dem Boden des alten Triasmeeres, aber er war zusammengeschwemmt aus Billionen von Einzelnern, gewachsen an sanften Böschungen in Tiefen nicht über 400 Metern.

Zu den großartigsten Phänomenen der Alpen gehören der Schneesturm, die Lawinen und der Föhn. Drüben im Döbner, auf seinen Randkämmen und in den Lalliesen der Jaf wurde es lebendig, der Feind dort war in Schlachtordnung aufmarschiert und rückte zum Angriff vor. Ein Schwarm flüchtiger Nebelgestalten voraus, das Krümmergehänge meines Kammes herauf, über den Grat hinübergaulend ins Roserlar — und hinterdrein das Gros der Armee. Eine weiße Dampfwand hat den Döbner spitz bereits meinen Blicken entzogen, die finstere Dirklarispigpyramide zeichnet noch scharf gegen den hellen Schleier sich ab, und im nächsten Augenblick wird auch sie von ihm verschlungen. Das Rauschen der Talgründe schwillt mächtig herauf, und aus dem Rauschen wird ein Brausen und Toben, Rauchsäulen qualmen empor von tausend unsichtbaren Herden, in verworrenes Chaos zusammenschmelzend breiten sie nächtliches Dunkel über die Höhen, und von heulenden Winden getragen, wirbelt der Schneesturm um die Faden des Grates. . . . Faden auf, Faden ab, vorwärts um jeden Preis und können die erstarrten Hände auch kaum noch den Bergstock halten! Und in gleichem Maße mit meiner verbissenen Entschlossenheit steigert sich auch die Wut des Sturmes; nicht wagerecht mehr über den Grat, nein aus der Tiefe herauf rasen die Schneewirbel gegen mich an. Schwarz überonnene Mauern zu beiden Seiten. Sie erscheinen wie ein schwimmendes Riff inmitten der treibenden Wollenballen. Einen gefehlten Tritt nur auf den überreiften Faden, und mich trägt's hinunter ins Rauschen, eine Flode unter Millionen andern.“ So schilderte Hermann v. Barth, der kühnste Pionier unter den Erschließern der Nordalpen, einen Schneesturm im Karwendel.

Der Vater der gefährlichen Lawinen (Grundlawinen, zum Unterschied von den Staublawinen, die als pulvoriger Reuschnee sich von der gestorenen Unterlage des alten Harzschnees lösen) ist die Schneewächte, ein gefirnartiger, vom Sturm zusammengegeworfener Schneeeberhang auf Gipfeln und Graten. Die geisterhafte Erscheinung der vom Berggipfel einherflaubenden weißen Schneewand ist aus der Ferne gesehen unbeschreiblich großartig, in der Nähe fürchtbar, niederschmetternd.

Tod und Verderben bezeichnen den Weg der „Lahn“. Ihre Bahn ist ein viele Meter dickes Schneegetrümmel, vermischt mit Felsen, Bäumen, Erde. Der Luftdruck ist ungeheuer. So wurde im Februar 1888 im Halltal durch die Wucht des der Lawine vorausrasenden Luftdrucks eine ganze Kirche samt Wirthshaus zu St. Magdalena an der Salzstraße viele Meter den jenseitigen Hang hinaufgetragen und zertrümmert. Die großen Lawinenverheerungen sind in gewissem Sinne eine Strafe der Natur für das unvernünftige Abgrasen der steilen Hochwälder, deren steile, rasch abtrocknende Gräser ein natürlicher Schutz gegen die Schneerutsche sind. Aber die Lawine selbst ist ein Sicherheitsventil des großen Bergkörpers. Sie ist das einzige Mittel, um die Berghänge, besonders die Vegetationsgrenze von den kolossalen (bis zu 40 Metern Dicke) Schneelasten zu befreien, mit denen sie der lange strenge Hochgebirgswinter überschüttet. Ohne Lawinen wäre das Klima der Alpen bedeutend rauher.

Der heiße, trockene, nervös machende Feuerwind, der „von Süden weht“, heißt Föhn. Er hat auch gute Eigenschaften, denn er „hält das Wetter“, solange er weht und er schafft Ausichten von unbeschränkter Weite und Klarheit. In seinem zweideutigen Zeichen haben die Bergwelten fast etwas Ueberirdisches, so klar und durchsichtig ist die Luft, in so warme, saftige, an süditalienische Farbenpracht erinnernde Tinten kleidet sich die Perspektive. Wie entsteht der Föhn? Wenn im Norden der Alpen ein vom Atlantischen Ozean kommendes barometrisches Minimum vorüberzieht, saugt es die Luft wie ein moderner Entstauber aus den Tälern heraus. Die Alpen sind jedoch zu hoch, als daß vom Süden direkt Luft zuschieben könnte, daher wird die über den eisigen Kämmen lagernde kalte Luft gezwungen, sich zuerst in das „lustigere“ Tal zu stürzen und diese rasche Bewegung erwärmt sie auch. Der Föhn ist also, wie die Fiderischen Beobachtungsstationen im Inn- und Süital ergeben haben, ein Fallwind. Damit ist die Theorie von der orientalischen Herkunft des Föhns (ein Ausläufer des Samums usw.) zerstört. Auch auf der Südseite der Alpen entsteht ein entsprechender Nordföhn, der seine Ursache dann in entgegen-

gesetzter Luftdruckverteilung hat. Die große Trockenheit der Föhnluft bedeutet ebenso große Feuergefahr. Noch heute werden in einigen Tälern Tirols und der Schweiz Feuerwachen von Haus zu Haus geschickt, wenn er weht. Brunnau, Glarus und Schlegldorf am Rofelsee sind bei Föhn fast vollständig abgebrannt. W. M.

In Sommerarbeit auf dem Rittergut.

Von Heinrich Golek.

Und wieder ein Tag.

Wieder ziehen wir mit müden und schweren Schritten hinaus in den jungen Tag. Diesmal ohne Geräte; nur einige tragen eine Harke über der Schulter. Die aufgehende Sonne überflutet die Gegend mit ihrem Glanze und lugt durch die dichten Kronen der Linden auf dem Dorfplatze, über den wir eben schreiten. Der Inspektor kommt uns bereits aus dem Gutshof entgegen.

„Ein Mann ist krank, der Bura“, meldet ihm der Vorkämmerer nach kurzem Gruße. Dieser nickt nur mit dem Kopfe. Die Glode auf dem Gute ertönt und ruft mit ihrem schrillen Mlange zur Arbeit. Aber ihre Töne werden vom Administrator, der auf dem Gutshofe lärmend und schimpft, überschrien. Und indem wir am offenen Tore vorübergehen, durch das man fast den ganzen Hof übersehen kann, sehen wir den Herrn Administrator vor einem der Pferdebesitzer stehen, die eben die Tiere vor die Wagen oder Maschinen spannen. Er fuchtelt mit seinem Stöcke dem Knecht vor dem Gesichte herum und schreit:

„Halte Dein Maul, sonst haue ich Dir eins über, verstanden?“

Aber der hält sein „Maul“ eben nicht und scheint auch nicht darauf gefallen zu sein, wie man zu sagen pflegt. Leider kann ich nicht verstehen, was er schreit. Denn schon sind wir am Tore vorbei und das Stallgebäude, an dem wir nun entlang gehen, dämpft den lauten Schall der Stimmen. Nur unendlich höre ich im Weitergehen das Stimmengewirr durch die Morgenstille schallen.

Im Laufe des Tages erfahre ich dann die Ursache des heftigen Auftritts. Der Knecht war etwa acht Tage vorher mit einem Sad Kleie auf der Treppe in der Mühle fehsigetreten und hatte sich am Knie Schaden zugefügt. An jenem Morgen hatte er dann dem Administrator die Sache gemeldet, worauf dieser ihn anfuhr: Da könnte ein jeder kommen.

Der „Knecht“ ließ sich das nicht stillschweigend gefallen, ein Wort gab das andere, und schließlich drohte ihm der „Alte“, daß er ihm „eins überhauen werde“.

Seine Drohung hat er jedoch nicht ausgeführt.

Wir gingen nach dem Weizenfelde, um die Garben in Mandeln zu setzen. Wie die Leichen der Gefallenen nach der Schlacht, so lagen die Garben auf dem weiten großen Felde. Dazwischen liefen die Spuren der breiten Mähmaschinenräder in dem weichen Feldboden hin. Doch zu längeren Betrachtungen war jetzt keine Zeit. Je zwei und zwei Mann begannen wir die Garben hochzustellen. In jede Hand wird eine Garbe genommen, und an der Stelle, wo die „Mandel“ stehen soll, werden beide Garben zu gleicher Zeit ein wenig gestaucht, so daß die breiten Enden in geringem Abstand voneinander stehen, die Lehren jedoch aneinander kommen und eine Garbe die andere durch ihren Druck aufrecht hält und am Umfallen hindert.

Ist eine „Mandel“ fertig, geht's gleich an die nächste. Die schweren, taunassen Garben rauschen beim Aufstauchen, und im nächsten Augenblicke streicht der Wind losend durch die Lehren, wie sonst und gestern noch in den warmen Sommernächten und -tagen als die Halme noch im Erdbreiche wurzelten und als sie noch nicht das Bindegarn, das die Maschine um sie schlang, aufrecht zu halten brauchte.

Spiz und schlank ragen sie auf dem weiten flachen Felde. Ein eigenartiger Anblick! Und unermüdblich hauen wir Mandeln um Mandeln. Dann und wann beißt einer oder der andere einige Körner aus einer Lehre heraus; im Weitergehen, damit nicht Zeit verloren wird. Denn hinter uns stehen der Inspektor, der Buchhalter, zwei Bögte und der Vorkämmerer. 60 Menschen arbeiten und 6 stehen dahinter mit dem Stöcke, was nicht etwa bildlich gesprochen, sondern tatsächlich der Fall ist.

Trotzdem es noch früh am Tage ist, rinnt uns der Schweiß bereits aus allen Poren und so mancher Tropfen fällt auf den Boden und düngt ihn fürs nächste Jahr.

Wald steht die letzte Garbe. Dann geht's hinüber nach der Gerste. Und wieder hauen wir Mandeln um Mandeln.

Heber uns strahlt der Himmel in herrlichstem Blau; aber wir sind für seine Schönheit blind. Die Vögel jubeln und tanzen der Sonne entgegen, und wir merkens kaum, tragen die Garben herbei und stellen sie aufrecht in Mandeln, bis auch hier endlich die letzte Garbe steht.

Dann geht's zurück in die Kaserne zum Frühstück. Untertwegs ordnet der Vorkämmerer schon die Arbeiten an, die jeder nach dem Frühstück zu verrichten hat.

„Sie gehen nach Frühstück mit hinaus nach dem Dorfwerk, Roggen einfahren. Eine lange Gabel mitnehmen zum Zurichten!“

Im lustigen Trabe geht's zum Tore hinaus und auf der breiten, aber schlechten Straße nach dem fast 3 Kilometer entfernten Vor-

Kleines feuilleton.

Aus dem Leben.

Ein Blatt aus dem Leben des Dichters Detlev von Liliencron wird in der „Frankfurter Zeitung“ veröffentlicht. Wenn Liliencron einmal von seiner Tätigkeit als Kirchspielvogt von Kellinghusen in Schleswig-Holstein sprach, so nannte er in bitter-scherzhafter Weise diese Zeit seine zweite Verbannung. Die beiden Jahre auf der Hallig Pellworm waren die „erste Verbannung“.

An seinem Geburtslage im Jahre 189. war es, als wir in Ottenfen bei Altruh über einen Markt schlenderten und ein dort sich drehendes Karussell in Liliencrons Erinnerungen weckte. Er erzählte mir: In diesen grauenhaften, unbeschreiblich grauenhaften Tagen damals in Kellinghusen in der Verbannung bin ich als alter Kerl einmal Karussell gefahren, was sagen Sie dazu, was? — Jawohl! Ich war schon halbtot von den täglichen öden Dienstgesprächen mit dem Gendarm, dem Polizeidiener, dem Gerichtsvollzieher usw. Denken Sie sich doch bitte nur hinein, was das heißt, Tag für Tag über gestohlene Torfsörbe und randalierende Delinquanten und verstopfte Kloaken, eingefangene Bettler usw. usw. ellenlange Verhöre und Berichte zu machen. Und waren meine Amtsstunden vorüber, dann gingen dieselben Ochsengespräche vor vorne an, die man gestern als letztes gehört hatte. „Ochsen, Mist, Ochsen, Futter, Ochsen, Düngung — Verehrtester, ich war oft am Daubonlaufen, Sie können mir's glauben.“

Ja, also, da war denn auch wieder mal ein verfluchter Tag aufgegangen über Gute und Böse, der mir das Maß des Unerträglichen zum Ueberlaufen brachte. Geldsorgen sind, je größer die Stadt ist, in der wir sie erdulden, um so erträglicher. Nun bitte ermesien Sie also meine Qualen 1886 in Kellinghusen, diesem Nest, wenn mir, dem Abgeleitenden, dort noch siebzehn Pfennige in der Tasche kimperten als einziger Besitz.

Es war ein Sonntag im Sommer. Allerhöchster Welter, Sonnenschein von früh bis in den Abend. Im Ort war Markt, und natürlich drehte sich durch den wogenden Schmalzdunst von Berliner Pfannkuchen das Karussell.

Ich wollte einen Spaziergang in den Wald machen, da gibt mir beim Hinaustreten der Postbote eine Depesche. „Kob Wetter, was lese ich! „Erwarte mich bitte um 4 Uhr an der Bahn. Deine D.“

Das Teufelsmädel, das aller — allerliebste von der Welt saß im Zuge, um zu mir zu kommen! Ich glaube, ich habe einen Sprung in die Luft gemacht, so selig war ich geworden durch diese Botschaft.

Da fallen mir meine siebzehn Pfennige Vermögen ein. Hilfe war bald gefunden! Einen Taler konnte ich ergattern, so weit reichte mein Kredit und Ansehen noch.

Ja, Verehrter, das war ein Tag voller Sonnenschein! So grau er für mich aussah am Morgen, um so heiterer war sein Gesicht von dieser Stunde an. Von der Bahn kommend sind wir dann natürlich durch den Markttrubel gebummelt. Herrje, da gab's aber Augen! „De Herr Baroon!“ — lies ek Meter lange „o“ — „De Herr Boocht! Kief, kief! In n' Deern ute Stadt hette bi sich! Kief, kief!“ — Ach, Liebster, wenn Sie sie gesehen hätten! Sie war halb Neapolitanerin, halb dithmarsische Buerbeern!

Na, und als mir dann die warme Angafferei der Bauern zu herausfordernd wurde und mein lustiges Mädel, hoppsa, in den Sessel des Karussells sprang, da saß ich auch schon neben ihr. Jawohl! Das war eine Stunde, mein Lieber, da ging einmal alles anders herum. Ich glaube, die lieben Umstehenden haben mich für total verrückt geworden gehalten. Mit offenen Mäulern, die gewaltigen Hände, selbstverhändlich, beide tief, tief in den Hosentaschen verbergend, standen sie da und starrten unverwandt auf mich.

In der Menge entdeckte ich jetzt den Doktor an der Seite des Pastors. Als wir an ihnen vorbeischautekten, brüllte ich ihnen durch die Glockenlänge, die Pfeifenlänge und all das Getöse der Ausrufe zu: „Guten Tag, meine Herren, es ist billig und lustig, wollen Sie einsteigen?“

Der Doktor hatte Humor, der lachte herzlich und schien überhaupt weit mehr Interesse zu haben für meine Nachbarin als für mich und das Mitfahren. Aber der Herr „Pastor“ machte ein verbeubelt verquiemtes Gesicht; hat sicherlich viel von Sittenlosigkeit, Respektlosigkeit, Verfall der Moral usw. gemurmelt und sich dann empört und verwirrt seitab gewandt, denn als wir ausstiegen, stand mein Doktor allein da.

Bei Mutter Jewe, die ich schon lange kannte, die jedes Jahr mehrere Male mit ihrer Dube im Ort erschien, haben wir uns dann vom brestrieren Kanarienvogel noch das Glück los ziehen lassen. Fünfzig Pfennig wurden gewonnen. Ein Glückgriff für Mutter Jewe; denn natürlich muß ich ihr den Gewinn auszuzahlen erlassen; und die Zuschauer, ermuntert vom soeben gezogenen „Großen Los“, geben dem emsigen Kanarienvogelchen jetzt tüchtig zu tun.

Da kommt sehr respektvoll — er war schon etwas angeheitert — der Karussellbesitzer zu mir mit: „Herr Baroon, darf ich bitten, wollen der Herr Baroon noch mal die Ehre haben, un bei mich mitzufahren? Ein Platz is noch frei!“

Und, Verehrtester, ich fuhr, fuhr zum zehnten Male durch den lustigsten Tag . . .

werk. Der Wagen stößt und rüttelt, und es heißt die Beine möglichst weit auseinanderpreizen, damit man nicht fällt, und den Oberkörper nach vorn neigen. Links und rechts eilen die Weibsbäume an uns vorbei mit ihren verschnittenen Kronen und felsamen Stämmen. Unwillkürlich muß ich an verkrüppelte Menschen denken beim Anblick dieser Bäume, wo es auch sei.

Doch lustig läßt Karl die Peitsche knallen, und die drei Pferde greifen mächtig aus. Bald sind wir am Vorwerk vorbei und biegen links ein nach dem Schlag II. Bald sind wir auch auf dem Felde. Froh springe ich vom Wagen. Das Fahren war nicht gerade ein Genuß, und ich bin froh, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben.

„So, nun man los!“ sagt Karl, nachdem er den Wagen zurechtgerückt hat. Garbe um Garbe fliegt im Bogen auf den Wagen. Noch ist die letzte Garbe der Mandel nicht recht hinauf, treibt Karl schon mit einem lauten Hüh die Pferde vom Wagen oben an. Noch ist der Wagen leicht und sie haben leichtes Ziehen. Wir fahren zum nächsten Hausen und wieder weiter. Mit jeder aufgeladenen Mandel wird die Fuhre höher und höher und die Arbeit für mich anstrengender. Die Räder lassen immer tiefere Spuren in dem weichen Feldeboden zurück und knarren immer mehr.

Doch wir sind nicht die einzigen. Eins, zwei, drei, fünf, acht Gespanne zählt Karl von seinem erhöhten Standort, von dem er eine größere Fläche des Feldes übersehen kann. Nun sind wir wieder nahe an der Straße. Es ist auch Zeit; denn die Pferde haben zu tragen, daß sie die Ladung fortbewegen auf dem weichen Feldeboden. Nun noch ein paar Meter bis zur letzten Mandel. Ich muß das Sattelpferd beim Kopfe nehmen und ihm zureden: „Na komm, Hans, komm! Hoh la hopp — so ist's schön — brrr!“

Ein dichter Schwarm Fliegen und Bremsen umflutet die Pferde und peiniget sie, trotz der Fliegendecken, die die armen Pferde vor den Insekten schützen sollen. Denn trotz dieser Deden und Netze setzen sich Bremsen und Fliegen den Tieren überall hin: auf die Brust, die Weichen, den Bauch, die Beine, kurz es gibt kein Fleckchen, wo dieses Geschmeiß sich nicht niederließe.

Und die Pferde wehren sich, so gut es geht. Mit den Schweifen und den Beinen schlagen sie nach ihnen aus und suchen sich ihrer zu erwehren. Schütteln die Köpfe und Mähnen, reiben sich an der Weichsel — doch immer wieder kommen die Insekten und quälen sie aufs neue.

Da heißt es vorsichtig sein, wenn man in der Nähe der Pferde zu tun hat. Der Schlag, mit dem die Tiere die Bremsen verjagen wollen, kann leicht den Mann treffen und gesunde Glieder kosten. Denn bei dem Umsichschlagen treten die Pferde häufig über die schlaff hängenden Stränge, und ehe man weiterfahren kann, müssen diese wieder in Ordnung gebracht werden. Und wie vielen ist der kurze Augenblick des Umschlagens schon verhängnisvoll geworden und hat ihn für die weitere Lebenszeit zum Krüppel gemacht.

Der alte Köhner fällt mir ein, den wir vor neun Jahren, an einem Tage wie heute, mit zerschmettertem Gesicht vom Felde heimtrugen. Eines seiner sonst so frommen Tiere hatte ihn mit dem Hufe ins Gesicht getroffen, als es nach den Bremsen schlug. Damals arbeitete ich auf einem Rittergute in Thüringen.

Das Mindeste, was einem bei dieser Obhut widerfährt, ist, daß man einen Schlag mit dem Schweife ins Gesicht erhält. Und so ein Schlag brennt und heißt tüchtig, denn die Schweifshaare sind hart und strählig und die Schläge der gequälten Pferde nicht sanft.

Und trotzdem kann man den Tieren nicht böse sein im Ernst; höchstens entringt sich einem ein Fluch, und dann ist man froh, wieder einmal mit heißen Gliedern davongekommen zu sein. Und schließlich kennt man auch den Schmerz der Pferde; denn diese Bremsen lassen auch die Menschen nicht in Ruhe. Auf dem Gesicht, im Nacken, auf den Armen lassen sie sich nieder und ihre Stiche schmerzen niederträchtig.

So, nun war die Fuhre voll. Nun noch den Heubaum drauf und das Seil darüber geworfen und fest angezogen. Karl kommt herunter, und wir ziehen mit vereinten Kräften. Nun ist's fest genug und er kann nichts mehr verlieren.

Er nimmt Peitsche und Bügel in die Hände. „Hopp, Hühjo!“

Wölfl Pferdehufe wühlen im Ackerboden; die Tiere legen sich in die Seelen, daß die Stränge sich wie Saiten spannen; ein leises Knarren in den Speichen und Achsen der Räder und schwankend kommt der Wagen in Bewegung. In wenigen Augenblicken ist er auf der Straße. Schwankend und knarrend rollt er dem Vorwerk zu.

Doch da kommt noch ein loeres Gespann vom Vorwerk her, und von weitem winkt mir der Kutischer mit der Peitsche. Ich befeige seinen Wagen und im Trab geht es über das Feld, um auf der entgegengesetzten Seite wieder anzufangen und nach der Straße zu fahrend aufzuladen.

Und wieder fliegen die Garben im Bogen auf den Wagen. Oben werden sie vom Kutischer zurechtgelegt. Selten fällt ein Wort. Allmählich werden die Radspuren wieder tiefer, die Speichen und Achsen knarren und ächzen, erst leise, dann immer lauter, und je näher wir wieder der Straße kommen, desto voller und höher wird die Fuhre. Dann wird geschürt.

(Fortsetzung folgt.)